

Die Schurken Krigen mihr zu fiel Dieten

Mit dieser wohl immer gültigen Erkenntnis aus den Randbemerkungen Friedrichs des Großen haben wir das heitere Programm über den jungen und den Alten Fritz betitelt.

Beginnen möchten wir mit einer weiteren Bemerkung von ihm während einer seiner vielen Tischgespräche in Sanssouci:

Man sagt, wir Könige seien das Ebenbild Gottes auf Erden.

Ich habe mich im Spiegel betrachtet – sehr schmeichelhaft für den lieben Gott ist das nicht.

Bei seinem Regierungsantritt mit 28 Jahren wird er jedoch so beschrieben:

„Ein Mann von zierlicher, jünglingshafter Gestalt, mit leichtem federndem Gang, bestrickendem Lächeln: die hübscheste, niedrigste Majestät in ganz Europa...“

Das sagte der Gesandte aus Frankreich!

Am 24. Januar 1712 kommt er zwischen 11 und 12 Uhr mittags zur Welt; es ist ein Sonntag: Der derzeitige König von Preußen Friedrich I., sein Großvater schreibt an seine Schwägerin: „...Die Krohn Princes befindet sich noch zur Zeit rechte wol und mein Enckel ebenfals; Er schreiet brav und ist recht fet und frisch...“

Aus seiner Kindheit gibt es diese kleine Geschichte: der zweijährige hatte eine Trommel geschenkt bekommen und darauf so laut und kräftig einen Marsch ausprobiert, daß sich seine 5jährige Schwester dieses unerträgliche Getöse verbat und ihn aufforderte, mit ihr Blumen zu pflücken oder den Puppenwagen zu ziehen: darauf sagte der Zweijährige: „Trommeln ist besser als Spielen und viel nützlicher als Blumen.“ Diese Szene begeisterte den Vater Friedrich Wilhelm, den nachmaligen den Soldatenkönig, so sehr, daß er sie vom Hofmaler Antoine Pesne malen ließ.

Friedrich Wilhelm hatte zu seinem eigenen Vergnügen einen königlichen Stammtisch eingerichtet, genannt „Tabakskollegium“, wo es laut und derb zuging, wo viel

geraucht und noch mehr getrunken wurde. Die Kinder mußten dort abends lieb und artig ihre Aufwartung machen, manchmal sogar militärische Übungen vorführen, was ihnen unausstehlich und verhaßt war. In das Fremden-Willkommenbuch des königlichen Stammtisches, schreibt der 11jährige sein erstes Gedicht – fast brav, wenn da nicht die letzte Zeile wäre!!! Es heißt:

Alles ist sterblich,
die Tugend aber unsterblich
der ich nachtrachte – -----
und nichts achte!

Als Friedrich 16 Jahre alt ist, werden er und sein Vater von August dem Starken, König von Polen, Kurfürst von Sachsen (das ist der mit den über 300 Kindern) an den sächsischen Hof nach Dresden eingeladen.

Dort ist es im Gegensatz zum spartanischen Preußen prunkvoll und überladen, das Geld wird von dem Königshaus (auf Kosten der Bevölkerung natürlich) nur so herausgeschmissen. Friedrich ist noch in einem Alter, in dem ihn diese Pracht fasziniert.

Er und sein Vater werden von August bei einem Gang durch das glanzvolle Schloß in ein Gemach geführt, eine Tapetenwand hebt sich und sie sehen auf einem prächtigen Bett ein schönes, nacktes, maskiertes weibliches Wesen.

Das war nun nicht im Sinne Friedrich Wilhelms; er bedeckt das Gesicht seines Sohnes zwar schnellstens mit seinem Dreispitz und drängt ihn hinaus, aber zu spät: diese weibliche Schönheit hat soviel Begierde in dem Knaben erweckt, daß er sich, von August arrangiert, von dieser jungen Frau in das Fach der Liebe einweisen läßt; dann verliebt er sich noch unsterblich in eine Geliebte Augusts des Starken: in die hübsche zwanzigjährige Gräfin Orzelska, die Friedrich ein paar Monate später in Berlin besucht und die diese Liebe wohl auch kurzzeitig erwidert – jedenfalls hat diese Verbindung sehr schwerwiegende Folgen für den Kronprinzen... er hatte sich angesteckt!

1730 eskaliert der schon lange gärende Konflikt zwischen dem schlichten, ungekünstelten, auch äußerst derben König und seinem sensiblen, musisch begabten Kronprinzen. Friedrich kann die schikanöse Behandlung, die mit Schlägen, Beleidigungen und Demütigungen in der Öffentlichkeit einhergeht, nicht mehr ertragen und er versucht zu fliehen; die Flucht wird entdeckt; als Hochbverrat angesehen; Kriegsgericht; Katte sein Freund und Mithelfer hingerichtet; Friedrich zu Festungshaft und anschließend zu zunächst einfacher Verwaltungshilfsarbeit verurteilt.

Während dieser Zeit verliebt sich Friedrich aufs neue, wird aber er gleichzeitig zwangsweise mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern verlobt. Kein Wunder, daß er, dessen Herz ganz woanders ist, zu dieser Verbindung nicht die geringste Lust verspürt.

Seine neue Liebe ist die „rosenwangige“ wie es heißt, sehr junge Frau eines Obersten von Wreech, die ihm auch herzlich zugetan ist und ihm erlaubt, sie Cousine nennen zu dürfen. (Übrigens ist Frau von Wreech die erste die ihn halb scherzhaft, halb prophetisch „den großen Friedrich“ nennt).

Bevor ich das erste Gedicht für sie und den ersten Brief lese, muß ich noch einfügen, daß Friedrich, der von einer französischen Kinderfrau und einem französischen Lehrer erzogen wurde, diese Sprache natürlich besser sprach und schrieb als deutsch; mit anderen Worten fast alle Gedichte und fast alle Briefe sind Übersetzungen...)

Friedrich schreibt dieser sogenannten Cousine, Frau von Wreech, wie gesagt, mehrere Liebesgedichte und so meldet er seine Verse an:

Meine liebe, vortreffliche Cousine,

die Heuschrecken, die Landplage dieser Gegend, haben stets so viel Rücksicht auf Sie genommen, daß Sie Ihre Güter verschonten.

Ein Schwarm weit ärgerer und gefährlicherer Insekten als die oben genannten will jetzt aber bei Ihnen einfallen, und dies Viehzeug will nicht allein das Land verheeren, es ist so dreist, Sie bis in Ihr Schloß zu verfolgen.

Es sind sogenannte Verse; sie haben vier Füße, scharfe Zähne und einen langgestreckten Leib. Ein gewisser Rhythmus bildet ihre Grundlage und gibt ihnen das Leben. Die beifolgenden sind vom ärgsten Schlag: sie kommen frisch von der Heimat der Musen, dem Parnaß, von dem der gute Geschmack sie verjagt hat.... Immerhin bin ich hochofrennt, daß die väterliche Fürsorge des Herrn Apoll erwacht, und daß er es jetzt unternimmt, den Parnaß von den schlechten Machwerken dürftiger Poeten zu säubern.

An dieser Stelle hat Frau von Wreech vielleicht eines der Gedichte in die Hand genommen; es heißt „Stanzen“:

Von Deiner Schönheit Reiz berückt,
von Deiner Verse Kunst entzückt,
kenn, Iris, ich, beim Zeus kein Grauen,
dem ich nicht trotze, Dich zu schauen.

Da Du es Dir gemacht zur Pflicht,
der Tugend strenge Regeln nicht,
o strenge Schönheit, zu versehen,
muß ich aufs Höchste Dich verehren.

Da Tugend selten nur mit Schönheit steht im Bunde,
sing ich Dir Lob und Preis, heut und zur jeder Stunde.

(Jetzt weiter im Brief)

Ich glaube, es muß ihm, dem Gott der Dichtkunst und des Gesangs, sehr gut anstehen, wenn er mit einer Dressurpeitsche jagt auf die poetischen Mißgeburten macht. Da ich zur Zahl derer gehöre, die er ausgepeitscht hat, so kann ich Ihnen,

gnädige Frau, Näheres berichten.

Ich versichere Ihnen, wenn man ihn so sah, war er das leibhaftige Ebenbild eines der Leute, die die Hunde aus der Kirche jagen. Nicht aus Rachsucht gebe ich ihm diesen Beinamen, obwohl ich in mancher Beziehung Grund dazu hätte, denn seit ich mich mit Poesie abgebe, war mein Thema gewöhnlich ein Preislied der Frauenschönheit mit etwas Zärtlichkeit vermischt, ein Thema, daß anscheinend das Verseschmieden sehr beliebt macht. Wie dem auch sei, ich verzeihe ihm die Prügel.

Sie, gnädige Frau, würde ich jedoch herzlich bitten, dem Herrn Apoll Vorhaltungen über sein Benehmen zu machen. Sagen Sie ihm bitte, es paßte sich für einen Direktor der Künste und Wissenschaften nicht, einen Ehrenmann zu mißhandeln und seine Stockhiebe wären alles andere als höflich. Gern würde ich ihm ein Mittel empfehlen, wie er mich künftig in einer Weise züchtigen kann, die weder mir noch sonst einem Poeten weh tut. Er braucht nur einen Ritterorden zu gründen, den er den Orden des schlechten Reims nennen mag. Wenn er uns dann den Ritterschlag gibt, steht es ihm frei, uns nach Herzenslust zu prügeln; die Ritterehre wird uns dann die Schläge geduldig ertragen lassen.

Über die junge Frau von Wreech hat er später gesagt: „Sie habe ihm die Liebe und das Dichten beigebracht.“

Seine einzige Liebe war sie wohl damals nicht...

Der Lebenswandel des Kronprinzen veranlaßt nämlich einige wohlmeinende ältere Mitglieder des Adels ihm gute Ratschläge geben zu müssen. Ein Graf Schulenberg schreibt in seinem Memoiren, er habe u. a. zum Kronprinzen gesagt: „....Sie müssen versuchen, ein makellooses Leben zu führen, und vor allem hüten, sich mit Frauen abzugeben, sonst werden diese kleinen Freuden tausend Leiden nach sich ziehen... Ich will gar nicht die Seite berühren, daß Sie Ihre Gesundheit ruinieren... Der Mensch kann sich aus diesem Schlamm nicht wieder emporrichten, wenn er einmal drinsteckt...“ Er antwortete, er sei jung und nicht Herr über diese Dinge, und es seien nur kleine Fehltritte..

(ob er denn heiraten wolle)... „Nein“, entgegnete er, „aber wenn der König durchaus will, daß ich heirate, so will ich gehorchen. Danach lasse ich meine Frau sitzen und gehe meiner Wege.“ - Auf den Einwand, daß er damit ein Gelöbniß bräche, sagte er: „Kurz und gut, ich würde ihr die gleiche Freiheit lassen.“

Trotz verzweifelter Abwehr, besteht der König darauf, daß Friedrich sich mit der Prinzessin von Braunschweig-Bevern verlobt, die der Vater für passend hält, weil sie schlicht und fromm ist. Friedrich ist 20 Jahre alt.

Hier Ausschnitte aus seinen Briefen über dieses für ihn so unangenehme Thema an den General Grumbkow: „Ich beklage diese arme Person,“ schreibt er einmal „denn das wird eine unglückliche Prinzessin mehr auf der Welt sein.“ ...

und 6 Tage später schreibt er:

„...Nur eine Bedingung muß ich dem Herzog von Bevern (also dem Vater) stellen, daß nämlich das *corpus delicti* bei ihrer Großmutter erzogen wird. Lieber will ich Hahnrei oder der gehorsame Knecht meiner Zukünftigen werden als eine Närrin heiraten, die mich durch ihre Albernheiten ärgert, und die ich mich schämen muß, andere Leute sehen zu lassen.

Ich bitte Sie, sich in diesem Sinne zu bemühen, denn wenn man so wie ich die Romanheldinnen verabscheut, so fürchtet man die spröde Tugend: die schlechteste Berliner Hure wäre mir lieber als eine Frömmlerin, der ein halbes Dutzend Mucker an der Schürze hängen ...

Im März schreibt er seiner Lieblingsschwester Wilhelmine:

„...Die Prinzessin hat ein ganz hübsches Gesicht, aber tiefliegende Augen und einen häßlichen Mund: sie hat einen bäurischen Gang und einen Blick von unten herauf... ein unangenehmes Lachen, einen Gang wie eine Ente, schlechte Zähne und ist sehr schlecht angezogen, ängstlich in der Unterhaltung und fast stets stumm. Davon abgesehen hat sie einen schönen Teint, einen schönen Busen, eine schöne Figur in deiner Größe, hübsche Hände, blondes Haar, ein gutes Herz. Sie ist nicht launenhaft,

sondern höflich, aber stets zuviel oder zuwenig, recht bescheiden, sehr schlecht erzogen und ohne die geringste Lebensart. Nach diesem Bild, liebste Schwester, kannst Du Dir sagen, daß sie mir gar nicht gefällt, und daß ich über diese Heirat sehr wütend bin...“

Und weder an den General Grumbkow:

....„Heute früh erhielt ich einen Brief des Königs, bei dem ich fast auf den Rücken gefallen bin. Es handelt sich wieder um den angenehmen Gegenstand: meine Dulcinea. Man will mich mit Stockschlägen verliebt machen, aber leider habe ich nicht die Natur des Esels...

Hoffentlich wird sich der König, sobald ich verheiratet bin, nicht mehr in meine Angelegenheiten mischen....

Die Ehe macht mündig, und so bald ich es bin, bin ich der Herr im Hause, und meine Frau hat nichts darin zu befehlen. Nur kein Weiberregiment in irgend etwas auf Erden! Ein Mann, der sich von Weibern regieren läßt, ist meiner Ansicht nach der größte Narr von der Welt und verdient nicht, den Ehrennamen Mann zu tragen Drum, wenn ich heirate, heirate ich als Mann von Lebensart, d. h. ich lasse Madame ihrer Wege gehen und tue meinerseits, was mir gefällt. Und - es lebe die Freiheit!

„...Ich liebe die Frauen, aber meine Liebe ist flatterhaft. Ich will von ihnen nur Genuß, nachher verachte ich sie... Danach beurteilen Sie selbst, ob ich aus dem Holz bin, aus dem man einen guten Ehemann schnitzt! Der Gedanke einer zu werden, macht mich rasend, aber ich mache aus der Not eine Tugend. Ich werde Wort halten, werde heiraten, aber dann ist es genug. Guten Tag, Madame und gute Reise...“

Die Heirat ist am 12. Juni 1733 in Salzdahlum bei Braunschweig; die Braut ist drei Jahre jünger als Fritz, also 18.

3 Jahre später hat uns Graf Manteuffel ein Gespräch mit dem Kronprinzen zum Thema Ehe aus Berlin überliefert.

Manteuffel zu Friedrich: „Nur auf etwas müßte Euer königliche Hoheit mehr Wert legen, nämlich ein Kind zu bekommen: das würde ihre jetzige Stellung verbessern

und Ihnen in Zukunft viel Ärger ersparen. Denn, wenn man sieht, daß Sie keine Nachkommen haben, wird man Ihren Bruder August Wilhelm verheiraten, und dann werden die Ränke und Kabale nicht ausbleiben.“

Der Prinz gab das alles zu: „Aber“, sagte er, „ich kann meine Frau nicht mit Leidenschaft lieben, und so liebe ich sie mehr pflichtgemäß als aus Neigung.“

Manteuffel: „Leidenschaft ist dazu wohl nicht immer nötig; denn wie viele Kinder kommen zur Welt, ohne daß sich die Eltern lieben. Mir scheint also, daß Eure königliche Hoheit nicht genug Gewicht darauf legen; denn sonst müßten sie unfehlbar Nachkommen haben, da ich überzeugt bin, daß die Königin schön ist und durchaus imstande, Kinder zu bekommen.“

„Das ist richtig, sie ist sehr hübsch; aber ich bin nie in sie verliebt gewesen. Trotzdem müßte ich der verworfenste Mensch sein, wenn ich sie nicht wirklich hochschätzte; denn erstens ist sie von sehr sanfter Gemütsart, zweitens so willfährig wie denkbar, und drittens tut sie mir alles zu gefallen. Sie kommt mir sogar in allem entgegen, was mir nach ihrer Meinung Freude machen kann. Sie kann sich deshalb auch nicht beklagen, daß ich sie vernachlässige. Ich weiß also wirklich nicht, woran es liegt, daß ich kein Kind habe.“

Manteuffel: „Euer Königlichen Hoheit widmen sich ihr vielleicht nicht genug...“

Kronprinz: „Da haben Sie vielleicht recht. Aber hier in Berlin bin ich stets unruhig und verängstigt, sehe mich jederzeit angefahren und mißtrauisch beobachtet. Doch wenn ich erst aus Ostpreußen zurück bin, lasse ich mich mit meiner Frau in Rheinsberg nieder; da kann ich in Ruhe als guter Ehemann leben. Und ich verspreche Ihnen, Ihren Rat zu beherzigen.“

Ein halbes Jahr später schreibt er an Grumbkow zu diesem Thema:

„ ... ich bin Ihnen sehr verpflichtet für die Wünsche, die Sie mir für meine Fortpflanzung aussprechen, und wenn ich dieselbe Bestimmung habe wie die Hirsche – die gegenwärtig in der Brunftzeit sind - , so könnte jetzt in neun Monaten

geschehen, was Sie mir wünschen.

Ich weiß nicht, ob es ein Glück oder ein Unglück für unsere Neffen und Großneffen sein würde; (die Königreiche finden immer Nachfolger; und es ist ganz ohne Beispiel, daß ein Thron leer geblieben ist.)...“

1736 siedelt das Paar nach Schloß Rheinsberg. Diese Zeit hat Friedrich als die glücklichste seines Lebens bezeichnet. Hier wohnte er mit seiner Frau bis er 1740 mit 28 Jahren König wurde....Zum Thema „Frauen“ schreibt er einmal: „Die Frauen breiten einen unbeschreiblichen Schimmer über den Alltag aus. Ganz abgesehen vom holden Minnedienst sind sie für die Gesellschaft unentbehrlich, ohne sie ist jede Unterhaltung matt.“

Nun ein wenig Musik, seit seinem 16. Lebensjahr hatte der Kronprinz ja die Querflöte zu spielen gelernt und hat auch selbst komponiert; hier nun ein heiteres Stück umgearbeitet für Klavier.....

Musik

1740 Friedrich wird mit 28 Jahren König als Friedrich II. und sofort weht ein anderer Wind in Preußen; es wird nicht Athen, wie einige Freunde und Höflinge der Rheinsberger heiter, künstlerischen Zeit erhofften, schon gar nicht ein Abklatsch des verschwenderischen Versailles, es bleibt Sparta, aber vermischt mit Athen und den Gedanken und Taten der Aufklärung des 18. Jahrhunderts – ein in Europa einmalige Mischung.

Schon im ersten Monat seiner Regierungszeit erläßt Friedrich neue, aufsehenerregende Gesetze wie etwa das Verbot der Folter und die Einstellung der Hexenprozesse – etwas Einmaliges in der ganzen Welt. Auch die bei manchen Delikten unangemessen hohen Strafen werden gemildert. In dieser Hinsicht ganz besonders berühmt geworden sind die sogenannten Randbemerkungen des neuen Königs, die mit den neuen Gesetzen zeigen, daß eine neue Epoche in Preußen - eigentlich in Europa - angebrochen war:

Am 3. Juni, also drei Tage nach seiner Ernennung zum König schreibt er diese Randbemerkung: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht genieret werden.“

Das bedeutet Aufhebung der Zensur!!!

Und am 22. Juni also ebenfalls im ersten Monat seiner Regierungszeit die noch berühmtere Bemerkung:

„Die Religionen Müsen alle tolleriret werden und mus der Fiscal nuhr das Auge drauf haben, das keine die andern Abrug Tuhe, den hier mus einer jeder nach Seiner Fasson selich werden.“

Zu diesen sogenannten Randbemerkungen, auch Marginalien genannt, von denen ich einige vorlesen werde, folgende Erklärung: Die Eingaben, Bitten und Gesuche wurden natürlich bei Hofe schriftlich eingereicht. Friedrich hat sie alle gelesen oder sich vorlesen lassen, und er hat dann seine Gedanken dazu entweder ausgesprochen oder an den Rand geschrieben, Sie enthalten also in knapper Form das, was der König in diesem Moment über den Gegenstand oder die Person gerade dachte. Der Biograph Hermann von Petersdorff schreibt: „...Hier zeigt er sich uns in seiner ganzen Lebhaftigkeit, zeigt er seinen Witz, auch seinen Hang zu Übertreibungen und seiner Neigung zu äußerst drastischen Ausdrücken...“; eigentlich waren es ja eher Selbstgespräche, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Nur Anweisungen für seine engsten Mitarbeiter, diese mußten sie dann in gebührendes und verständliches Deutsch übertragen. Das Deutsch Friedrichs war ja bekanntlich nicht besonders gut, vorsichtig ausgedrückt, er selbst meinte, er spräche seine Muttersprache wie ein Kutscher, aber da die Dienstsprache in Preußen nun einmal deutsch war, hat er diese Randbemerkungen auch auf deutsch geschrieben

Ein Beispiel:

Ein Domprediger _ Moldenhauer - zu Königsberg wollte sich nach Hamburg, was ja nicht zu Preußen gehörte, versetzen lassen, und machte eine Eingabe, danach überlegte er es sich noch einmal, zog die Eingabe zurück und bat nun doch in Ostpreußen bleiben zu dürfen.

Friedrich schrieb an den Rand: „Der verfluchte Pfaffe weis selber nicht was er Will, hohle ihn der Teufel.“

Das Oberkonsistorium antwortete dann in gemäßigter Kanzleisprache: „Der König lasse es bei der dem Moldenhauer einmal erteilten Dimission bewenden.“

Und gleich zwei weitere Randbemerkungen zu Glaubensfragen:

Dem evangelischen Grafen Schaffgotsch war durch den Tod eines Onkels die Herrschaft Schlackenwerder unter der Bedingung zugefallen, daß er zum katholischen Glauben übertrete. Er war bereit, diese Bedingung zu erfüllen und setzte den König darüber in Kenntnis, der ihm antwortete: „Alle Wege führen ins Himmelreich. - Euer Liebden haben den über Schlackenwerder gewählt. Ich wünsche glückliche Reise.“

Rund um die Nikolaikirche in Potsdam ließ der König Schwibbogen errichten, die das Kircheninnere stark verdunkelten. Als sich die Kirchenvorsteher darüber beschwerten, schrieb Friedrich an den Rand der Beschwerde: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“

Aber so ganz unwichtig waren dem König die Glaubensrichtungen seiner Untertanen doch nicht, denn er verlangte von seinen Offizieren, daß sie über die persönlichen Verhältnisse ihrer Soldaten, einschließlich ihres religiösen Bekenntnisses genauestens Bescheid wissen. So fragte er einmal bei einer Inspektion einen Hauptmann: „Wieviel Lutheraner hat er ein seiner Kompanie?“ Der Hauptmann, der sich keineswegs um das Glaubensbekenntnis seiner Soldaten kümmerte, antwortete aufs Gratewohl: „66.“ Der König examinierte weiter: „Wieviel Reformierte?“ „48.“ „Wieviel Katholiken?“ „38.“ Daraufhin Friedrich: „Wenn ich das zusammenzähle, komme ich auf 152 Mann, er hat aber 158 Mann in der Kompanie. Woran glauben die übrigen 6?“ „Majestät,“ erwiderte der Hauptmann unbekümmert, „die 6 Kerle glauben an gar nichts.“ Worauf sich der König, der den Hauptmann durchschaut hatte, mit den Worten verabschiedete: „Suche er diese Heiden zu bekehren, damit ich das nächste Mal Besseres von ihnen höre.“

Ebenfalls in seinem ersten Regierungsjahr 1740 begann der 1. Schlesische Krieg - der Grund waren die von Österreich nicht anerkannten Erbansprüche, die Preußen auf einige Teile Schlesiens damals hatte. Die anfängliche Geheimhaltung der wirklichen Marschziele veranlaßte den Grafen von Kalkreuth zu der Frage: „Majestät, die Deichsel steht wohl nach Dresden?“ „Kann er schweigen?“ „Unbedingt!“ war die rasche Antwort. „Ich auch“, die noch schnellere des Königs.

Die Preußischen Soldaten folgten ihrem jugendlichen, draufgängerischen König voll Gottvertrauen und Vaterlandsliebe und deshalb schlug man ihm vor, auf die Fahnen des Regiments „Pro Deo et Patria“ zu setzen. Friedrich lehnte mit der Bemerkung ab: „Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen. Der Krieg betrifft eine Provinz, nicht die Religion.“

Der Einmarsch in Schlesien war problemlos, da die Schlesier zu 70 % evangelisch waren, die es unter der kath. Herrschaft der Österreicher nicht angenehm hatten, sie begrüßten die protestantischen Preußen als Befreier: Hier eine Anekdote aus Grünberg:

Als dem Bürgermeister von preußischen Offizieren die Stadtschlüssel abverlangt wurden, weigerte der sich strikt, sie zu übergeben. Dann legte er sie jedoch auf den Tisch und sagte: „Wenn Sie sich diese selbst nehmen wollen, so kann ich es nicht hindern!“

Auch in Breslau ist der Jubel der Bevölkerung groß – nicht immer nur wegen der religiösen Toleranz:

Baron von Bielfeld, ein Chronist der Zeit berichtet: „Ich habe nie einen solchen Enthusiasmus gesehen. Gestern wurde ich einer jungen recht hübschen Frau gewahr, die die bittersten Tränen weinte. Nach einem kleinen, verlegenen Zögern gab sie mir den Aufschluß, daß sie einen Füselier eines österreichischen Regimentes geheiratet

habe. Sie bereue aber nun ihre Übereilung, da sie, wenn sie noch acht Tage länger gewartet hätte, jetzt einen sechs Fuß zwei Zoll langen preußischen Gardisten hätte bekommen können!“

Die Breslauer, die nicht nur die Religionsfreiheit sondern auch auf Steuerfreiheit (Steuer hieß damals Accise) hofften, mischten diese Wünsche in das folgende geniale Lobgedicht: (Musikuntermalung) **Mollwitzer Marsch von Friedrich dem Großen**

Nun ruhen all Acciser,
weil Preußen, der Erlöser,
befreit uns von der Last,
die dieses Land geducket,
es ganz und gar verschlucket
und ausgesogen bis aufs Blut.
Gott ändert jetzt die Sachen,
wir sind aus Öst'reichs Rachen,
wie ist es nun gemacht so gut.

In der drauffolgenden Friedenszeit gibt es andere Dinge zu schlichten. Hier ein kurzer Briefwechsel zwischen dem König und dem Bischof von Breslau:

Der König: Der Heilige Geist und ich sind übereingekommen, daß der Prälat Schaffgotsch zum Beistand des Bischoffs von Breslau eingestzt werden soll, und die von Ihren Domherren, die sich widersetzen, sollen als Leute betrachtet werden, die dem Wiener Hofe und dem Teufel ergeben sind, und die den höchsten grad der Verdammnis verdienen, weil sie dem Heiligen Geist Widerstand leisten.

Drauf antwortet der Bischof: Das große Einvernehmen zwischen dem Heiligen Geist und Eurer Majestät ist eine Neuigkeit für mich; ich wußte nicht einmal, daß die Bekanntschaft gemacht war. Ich wünsche, daß der Heilige Geist dem Papste und den Domherren Eingebungen schicke, die unsern Wünschen entsprechen.

Der Friede dauert nicht lange, weil die anderen Mächte an einer Vergrößerung Preußens so gar nicht interessiert waren; Hier eine Anekdote aus der Schlacht von Kesselsdorf, die der berühmte „Alte Dessauer“ gewann: Vor Kampfbeginn hatte er mit erhobenen Händen angesichts seiner Soldaten gebetet: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei! Oder willst du nicht, so hilf wenigstens die Schurken die Feinde nicht, sondern sieh zu, wie es kommt! Amen.“

Friedrich der Gr. war einer der wenigen Staatsmänner, der sich über seine Taten Rechenschaft ablegte und auch bei sich Kritik übte. So schrieb er über den 2. Schlesischen Krieg unter anderem:

“In diesem Feldzug beging wohl kein General mehr Fehler als der König. Der Hauptfehler war, daß er nicht genug Magazine angelegt hatte.... Wenn man das Gebäude einer Armee ausführen will, darf man nicht vergessen, daß der Magen der Grundstein ist. In Böhmen befahl nicht ich: Mehl und Futter regierten uns!“

Es fehlte aber nicht nur an Nahrung. Friedrich forderte in einem Schreiben seinen Kammerdiener Fredersdorf auf, ihm einen Pagen zu schicken und fügt hinzu: „Kann er eine hübsche Hure kriegen, so ist es auch gut, denn sie fehlt uns auch.“

Im Dezember 1745 wurde der Friede in Dresden geschlossen und in Berlin wurde Friedrich mit großem Jubel empfangen: zum ersten Mal erscholl aus dem Mund der begeisterten Menge der Ruf „der Große“ für den erst 33jährigen Fürsten...

„Ich werde keine Katze mehr angreifen, außer zu meiner Verteidigung.“ sagte er zu dem Franzosen Darget, und er beginnt, das zu verwirklichen, was er in seiner Schrift „Der Antimachiavell“ gefordert hatte, nämlich daß der Fürst der erste Diener des Staates sei, und daß das Wohl des Volkes sein Hauptanliegen zu sein habe!

Zum einen z.B. in der Justiz – „Vor Gericht hat das Gesetz zu sprechen und der Herrscher zu schweigen“ heißt seine Forderung; und dazu gibt's dann wieder eine Anekdote:

Neben dem 1747 von Knobelsdorff erbauten Schloß Sanssouci stand eine Windmühle, deren Klappern den König manchmal störte. Außerdem plante er, den Park zu vergrößern, weshalb er die Mühle kaufen wollte. Der Müller weigerte sich

aber, worauf ihm Friedrich sagte: „Hör er, wenn Er mir die Mühle nicht im Guten gibt, so lasse ich ihn von einem Unteroffizier vor die Tür setzen!“ Unerschrocken erwiderte der Müller: „Gewiß, Majestät, das könnten Sie, wenn das verflixte Berliner Kammergericht nicht wäre.“

Von den Juristen selbst aber war er nicht immer überzeugt, auch nicht von denen in anderen Ländern. Als der englische Diplomat ihn auf die hervorragenden Rechtsgelehrten in England hinwies, meinte Friedrich: „Ich wollte, ich hätte sie alle in meinem Land!“ „Und warum, Majestät?“ Drauf der König: „Ich würde die eine Hälfte baumeln lassen, damit die andere Hälfte daraus eine Lehre zieht.“

In einer Kirche in Neiße wurden wiederholt die der Jungfrau Maria als Gabe dargebrachten Silberstücke gestohlen. Der Verdacht fiel auf einen Soldaten, bei dem man die Silberstücke auch fand; der aber den Diebstahl leugnete und behauptete, er habe sich in seiner finanziellen Not an die Mutter Gottes gewandt und die habe ihm selber die Silberstücke ins Quartier gebracht. Der Soldat wurde vors Kriegsgericht gestellt, verurteilt und das Urteil wurde dem König vorgelegt. Der aber fragte den Priester, ob denn derartige Wunder möglich seien, was dieser bejahte. Darauf schrieb Friedrich an den Rand des Urteil:

„Der vorgebliche Übeltäter wird von der Strafe losgesprochen, da er zumal den Diebstahl zu leugnen beharrt, und nach Erklärung der Theologen seiner Kirche das gewirkte Wunderwerk nicht unmöglich ist. Allein für die Zukunft verbiete ich ihm bei harter Strafe, weder von der heiligen Jungfrau noch irgendeinem anderen Heiligen irgend etwas anzunehmen.“

In dem berühmten Prozeß des Müllers Arnold nahm Friedrich zu Gunsten des Müllers Partei gegen den adligen Pächter.... Zwar hatte Fr. in diesem einen Fall nicht recht und diesmal die Richter zu Unrecht in die Wüste geschickt – trotzdem hat seine Randbemerkung wohl ewig Gültigkeit...

Sie lautet: „Ein Justitiarius, der chicanieren tut, muß härter als ein Straßenräuber bestraft werden, denn man vertraut sich dem ersteren an, vor letzterem kann man sich hüten.“

.. Die schwerste Lästerung

Der Rat einer kleinen märkischen Stadt ließ einen Bürger ins Gefängnis bringen, der beschuldigt war, Gott, den König und einen edlen Rat gelästert zu haben. Der Rat berichtete dies dem König, um zu erfahren, welche Strafe ein solcher Missetäter verdient habe. Folgender Bescheid war von des Königs eigener Hand geschrieben: "Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennt; daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm; daß er aber einen edlen Rat gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen. Die Transportkosten hin und zurück zahlt der Rat."

Ein andermal inspizierte der König diese Strafanstalt in Spandau. Jeden einzelnen Sträfling fragte er, was er begangen habe. Alle erklärten, schuldlos zu sein; nur einer sagte reumütig: "Euer Majestät, ich bin ein ganz schlechter Mensch, schlechter als alle andern hier!" - "Dann pack Er sich hinaus!" meinte Friedrich. "Was will ein schlechter Kerl unter lauter braven Leuten!" So ward er entlassen

In Sanssouci konnte der König sich während der Friedenszeit in seinen Mußestunden endlich wieder seinem geliebten Flötenspiel hingeben. (Friedrich ist 35 Jahre alt.)

Im Jahr 1747 kam Johann Sebastian Bach nach Sanssouci, (sein Sohn war bei dem König Hofmusikant) Als Bach im Schloß eintraf, war Friedrich gerade im Flötensolo, er unterbrach sein Spiel und stellte seinen Gast dem versammelten Hof vor mit den Worten: „Meine Herren, der alte Bach ist gekommen.“ Der weltliche und der musikalischer Herrscher haben sich getroffen, hieß es damals. Ein spektakuläres Ereignis, dem noch ein weiteres nachfolgte: das geistreichste Sammelwerk der Musikgeschichte: Bach „Musikalisches Opfer“ - Friedrich dem Großen gewidmet.

Musik Das Thema, welches Friedrich der Große vorgegeben hatte, und dann drei Variationen von Bach selbst

Der König liebte die Kunst und das Theater, aber mit den ausführenden Künstlern

hatte er viel Ärger. So schrieb er einmal: „Ich kommandiere lieber ein Heer als ein Opernhaus zu leiten, denn es ist leichter eine Schlacht zu gewinnen als eine Ballettgruppe zum Tanzen zu bringen.“ und ein andermal rief er im Zorn: „Die Opernleute sind solche Canaille-Bagage , daß ich sie tausendmal müde bin.“

Aber Theater muß sein!

Im Jahre 1745 schreibt der König als Antwort auf einen Antrag des Direktors Franke von der Universität Halle, die Komödianten abzuschaffen: „Das ist das geistliche Muckerpack schuldt dran, sie sollen Spillen und Franke oder wie der Schurke heißt, Soll darbey Seindt.“

Als man dem König empfahl, eine deutsche Sängerin, die berühmte Gertrud Schmeling, an die Oper zu verpflichten, soll er mit den Worten abgewinkt haben: „Einen deutschen Sänger soll ich engagieren? Da hör ich doch lieber mein Pferd wiehern!“ Die Sängerin, die unter ihrem Ehenamen Mara noch berühmter wurde, erhielt dann von Friedrich das höchste Gehalt...

Einmal saß er mit dem Französischen Gesandten in der Oper, als der Vorhang beim Aufziehen steckenlieb, so daß man nur die Beine der Sänger sah, die bereits auf der Bühne standen. Worauf Friedrich so laut, daß es der Gesandte hören konnte, sagte: „Sieht aus wie die französische Regierung: Viele Beine und keinen Kopf.“

So skeptisch er die franz. Regierung ansah, so sehr liebte er die franz. Kunst besonders die Literatur; und da ganz besonders Voltaire.

Und als Voltaire auf Einladung des Königs, der ihm auf Verlangen des großen Aufklärers neben den Reisekosten auch noch ein üppiges Gehalt zahlte, nach Potsdam kam, wurde er von Friedrich enthusiastisch begrüßt.

Ludwig der XV. von Frankreich urteilte weniger freundlich über seinen Landsmann; nachdem Voltaire um Erlaubnis gebeten hatte, nach Potsdam reisen zu dürfen, sagte er: „So wird es denn am preußischen Hof einen Narren mehr und in Versailles einen weniger geben.“

Klar nun, daß Voltaire seinen Gastgeber über alle Maßen lobte, er dichtete:

„Ein großer Herrscher bis zur Mittagsstunde,
am Nachmittag Schriftsteller ersten Ranges,
tagsüber Philosoph voll edlen Dranges
und abends göttlich in der Tafelrunde.“

Nun mußte Voltaire aber auch die schriftstellerischen Arbeiten Friedrichs begutachten und so klagte er bald: „Der König schickt mir mehr Verse als er Bataillone und Schwadronen hat.“ Und an anderer Stelle, als der Kammerdiener mal wieder ein Bündel von Friedrichs neuesten Gedichten brachte: „Da schickt mir der König seine schmutzige Wäsche zum Waschen...“

Friedrich selbst kommentiert sein inniges Verhältnis zur Literatur so:

„Ich habe wie ein Benediktiner gelesen und mehr Papier bekritzelt als der hungrigste Vielschreiber –, (Schreiberling)

Voltaire und Friedrich haben sich beide sehr geschätzt, aber auch auf die Schippe genommen. Als sich Voltaire beim gemeinsamen Frühstück die Butter besonders dick aufs Brot schmierte, bemerkte Friedrich: „Monsieur, Sie haben einen erstaunlichen Konsum an Butter; ich schmiere sie mir nicht halb so dick auf.“ „Das mag sein“, erwiderte Voltaire, „aber Sie sind auch nicht bei einem König zu Gast wie ich.“ Zu einem ersten Konflikt kam es zwischen dem „Salomon des Nordens“, wie Voltaire von Friedrich sagte und dem „Homer Frankreichs“, wie Friedrich Voltaire nannte, als Voltaire einen preußischen Schutzjuden, von dem er sich in einem Brillantengeschäft übervorteilt fühlte, vor Gericht brachte. Lessing, der als Dolmetscher fungierte, kommentierte das Verfahren so:

„Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
warum die List
dem Juden nicht gelungen ist:

So fällt die Antwort ungefähr:

Herr Voltaire war ein größeres Schelm als er.“

Zu den Philosophen, die nach Sanssouci eingeladen wurde, gehörte auch Moses

Mendelssohn, der Großvater von F. M- Bartholdy. In einem Anflug von Bosheit kritzelte Friedrich auf die Tischkarte Mendelssohns die Worte: „Mendelssohn ist ein Esel.“ Ohne eine Miene zu verziehen, bat Mendelsohn den König, noch seine Unterschrift darunter zu setzen. Friedrich kam der Bitte nach und Mendelssohn las dann, was der Monarch geschrieben hatte, laut vor: „Mendelssohn ist ein Esel. Friedrich der zweite.“

Friedrich war im Gegensatz zu manch anderen Regenten ein Herrscher, der großes Vergnügen an geistreichen Widerworten hatte. Als sein künstlicher Springbrunnen, der anfangs nicht funktionierte und dann doch seine Fontäne springen ließ, sagte er zu dem Domherrn Bastiani: „In einem katholischen Land würde man das wohl für ein Wunder erklären.“ Worauf Bastiani erwiderte: „In Ihre Majestät Gegenwart schwerlich...“ Bei anderer Gelegenheit fragte Friedrich Bastiani: „Wenn Sie einmal Papst werden, würden sie mich empfangen, falls ich Eurer Heiligkeit meine Ergebenheit zu Füßen legen sollt?“ Der Domherr erwiderte: „Ich würde sagen: Laßt den schwarzen Adler herein! Er soll mich mit seinen Flügeln beschirmen, aber mit seinem Schnabel verschonen.“

Und sein Sekretär, Vorleser und Vertrauter, der Franzose Darget klagt:

O, welche Plage, Sekretär zu sein,
bei einem Herrn, der Autor,
sogenannter Schöngeist ist,
vom Morgen bis zum Abend liest,
Verse macht und schreibt....“

Darget konnte sich mit recht als einen Vertrauten des Königs bezeichnen, der ihm einmal in übermütiger Laune nach Paris schrieb: „Pissen Sie gut, und seien Sie lustig. Das ist das einzige, was wir auf Erden können.“

Wir gehen in die Pinkelpause mit dem berühmtesten deutschen Marsch.
Hohenfriedberger von Friedrich dem Großen

Hohenfriedberger

1756 begann der siebenjährige Krieg: Preußen gegen Österreich, Frankreich und Rußland. Dazu schrieb der dänische Kriegsminister Bernstorff drei Jahre nach Beginn unter anderem: „Dieser Krieg ist entbrannt nicht um ein mittelmäßiges Interesse, nicht um ein paar kleine Provinzen mehr oder weniger, er ist entbrannt um Sein oder Nichtsein dieser neuen Monarchie.....

und Napoleon sagte später: „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt, sondern Friedrich der Große.“

Aber die Armee war für den König natürlich die ganz große Stütze, und die Offiziere und auch die einfachen Soldaten hatten einen außergewöhnlichen Rang in seinem Staate, denn nach seiner Ansicht war ihrem opfervollen Einsatz schließlich der politische Ausbau und der Ruhm Preußens in Europa mit zu verdanken; und so war ihr Ansehen Friedrich äußerst wichtig, und er reagierte sehr empfindlich, wenn sie dieses Ansehen nicht erfüllen konnten oder noch schlimmer ihre Stellung mißbrauchten: dazu erst einmal eine bezeichnende, ganz und gar nicht heitere Geschichte:

Als ein Offizier einen Knecht schwer geschunden hatte, sagte der König: „Da meine Armee aus lauter Menschen besteht, Ihr aber ein Unmensch seid, so seid Ihr hiermit weggejagt. Beahlt dem Knecht 50 Thaler für seine Schmerzen und nun schert Euch zum Teufel.“

Ein Minister bat den König seinen Vetter, der wegen seines Benehmens seines Dienstes enthoben, aber aus Rücksicht auf den Minister mit Nachsicht behandelt worden war, in ein Garnisonsregiment aufzunehmen. Friedrich schreibt an den Rand: „Mein Militaire ist keine Straf-Anstalt! Er kann aber seinen Vetter in ein Zuchthaus schicken, ich habe nichts dagegen.

Noch eindeutiger antwortete der König einem Offizier, der wegen Heiratsplänen ausscheiden, dann aber, als die Verbindung in die Brüche ging, wieder in das Heer aufgenommen werden wollte: „Die Armee ist Kein Bordell, woher man herein und

heraus laufet, und hat er quittiert, so hat er keine Ambition, und dergleichen Officirs seindt mir ein Greuel.“

Friedrich hatte es sowie nicht gern, wenn seine Offiziere heirateten, weil er ja wußte, daß dann noch eine Familie mit zu versorgen war. Ein aktiver Major bat um

Heiraterlaubnis:

Friedrich schreibt an den Rand

„Officirs von die Husaren müsén nicht alle heirathen – Setzt nur Geschleppe im Felde!“

Einmal hat er allerdings seinen Rat zur Ehelosigkeit endgültig aufgegeben:

Der Major von der Recke suchte um die Allerhöchste Genehmigung zu seiner vierten Eheschließung nach. Friedrich schreibt unter das Gesuch: "Von jetzt an kann sich der Major von der Recke so oft verheiraten, wie er will."

Damit nicht auch vielleicht noch so etwas passiert:

Der Oberst eines Kavallerieregimentes meldete, daß einer seiner Dragoner Unzucht mit einer Stute geübt habe. Der König schrieb an den Rand der Meldung: „Der Kerl wird zur Infanterie versetzt.“

Nach einer Truppenmusterung zeigte sich der König einmal nicht recht zufrieden, der Oberst reichte darauf seinen Abschied ein mit der Begründung, daß er kränklich sei. Friedrich, der den Oberst sehr schätzte, ließ ihm ein versöhnliches Schreiben zukommen und setzt eigenhändig hinzu.

„Mir geht es auch nicht immer wie ich es gern haben möchte, deswegen muß ich immer König bleiben. Rharbarber und Geduld wirken vortrefflich.“

(und das meinte er nicht ironisch)

Während der großen Märsche in diesem langen Krieg, verdroß es den König oft, daß seine Leute sich nicht immer gerade hielten.

"Grad uut, Kinder, grad uut!" rief er ihnen zu.

"Fritz ooch grad uut", war ihre Antwort, und ein Husar, dem der König den gleichen Vorwurf machte, fügte noch hinzu: "Ooch grad uut, Fritz, unn die Stiebeln in die

Höhe gezogen!" Übrigens war diese Anrede üblich, der König sagte zu seinen Soldaten mit „meine Kinder“ und sie zu ihm „Fritz“.

Ein Jahr nach Beginn des Krieges gab es bei Kolin die erste große Niederlage für Friedrich, als die Preußen der Übermacht der Österreicher nicht mehr standhalten konnten.

Verzweifelt rief der König einer zurückweichenden Kompanie zu: „Kerls, wollt ihr denn ewig leben?“

Darauf antwortete ihm ein alter Grenadier: „Hör mal, Fritze, ich dachte, um dreizehn Pfennig Löhnung wäre es für heute genug!“

Die Kompanie durfte sich zurückziehen.

Diese Niederlage von Kolin wirkte noch lange nach. Jahre später bei Besichtigung eines Regiments fiel dem König ein Husar durch seine Hiebnarben im Gesicht auf: „Na, in welcher Bierschänke hat er denn die Hiebe bekommen?“ „Bei Kolin,“ war die Antwort, „ wo Eure Majestät die Zeche bezahlt haben.“

Bei Zorndorf (1758) rückte die preußische Armee unter dem General Seydlitz nach Ansicht Friedrichs nicht schnell genug vor, und er schickte eine Mahnung an Seydlitz, schneller voranzumarschieren, andernteils würde er mit seinem Kopf für die nicht ausgeführte Anweisung haften...Seydlitz erwiderte nur kurz: „Sagen Sie dem König, nach der Schlacht steht Ihm mein Kopf zu Befehl. In der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für ihn guten Gebrauch mache.“

Roßbach und Leuthen waren dann wieder erfolgreiche Schlachten für Preußen.

Leuthen wird als die denkwürdigste Schlacht aller Zeiten gefeiert.

Napoleon nannte sie ein Meisterwerk: 39 000 Preußen gegen eine Übermacht von 66 000 Österreichern, die Friedrichs kleines Heer als „Potsdamer Wachtparade“ verspotteten.

Als die Schlacht siegreich beendet war, sagte ein Offizier zum König: "Ich hoffe, die

feindlichen Generale werden jetzt keine solchen Reden über Eure Majestät führen wie vor vierzehn Tagen." Der König entgegnete: „Ich verzeihe ihnen die Torheiten, die sie gesagt haben, wegen der Torheit, die sie jetzt begangen haben."

Und wir heute erinnern uns an die große Schlacht auch wegen des Spruches:

Der Leutnant von Leuthen befahl seinen Leuten, nicht eher zu läuten, bis der Leutnant von Leuthen seinen Leuten das Läuten befahl!

In dieser Zeit stieß Friedrich auf eine alte Bäuerin, die sich ihm zu Füßen warf und um Aufnahme und Anstellung ihres Sohnes in die preußische Armee flehte. „Dann wird Gott im Himmel Sie segnen.“ Friedrich antwortete: „Liebe Frau, ich brauche den Segen des Himmels sehr, aber wie kann ich jemandem eine Stellung geben, wo ich nicht einmal sicher bin, daß ich meine eigne behalte.“

In dieser Zeit 1758 stellte sich der Schweizer de Catt dem König als Sekretär und Vorleser vor. Aus dem Feldlager in Klein Latein berichtet de Catt:

4. Juni 1758

...Ein Diener brachte ein Paket herein. – „Mach es auf“, sagte der König, „wir wollen sehen, was drin ist. – Also, mein Lieber, es sind Manschetten, schöne neue Manschetten aus Potsdam. Wer zum Teufel schickt mir solche Sachen, die ich gar nicht bestellt habe? Und noch dazu sind sie so lang, daß man zwei aus jedem Stück machen kann.“ Damit nimmt er eine Schere und schneidet alle Paare in der Mitte durch.

„So! Jetzt habe ich zwölf Paar Manschetten! Sehen Sie, Welch kluger Haushalter ich bin, und wie ich aus allem Vorteil ziehen kann? Was brauche ich solange Manschetten? Ich kann ebensowenig lange Manschetten brauchen, wie schöne, denn wie Sie vielleicht schon bemerkt haben werden, habe ich die üble Angewohnheit, mit der Feder über die Manschetten zu streichen. Wären sie schön, so könnte ich meine Feder nicht so zwanglos daran abwischen. Was ich da treibe, ist zwar nicht das denkbar Schönste, aber ich nehme es damit nicht do genau.

Sehen Sie meine Stiefel an: Sie werden nicht behaupten, daß sie hochelegant sind, und daß man das schönste Leder Europas dazu genommen hat. Sehen Sie meinen

Rock an: In Schmirnitz habe ich ihn mir etwas zerrissen, und man hat ihn mir schlecht und recht mit weißem Zwirn zusammengeflickt.

Mein Hut stimmt zu meinem sonstigen Aufzuge. Es sieht alles abgeschabt und antik aus, ist aber für mich hundertmal besser, als wenn es neu wäre. Ich bin nicht so für Prunk und Repräsentation; so bin ich, mein Herr, nehmen Sie mich, wie ich bin! Eines freilich könnte besser sein, nämlich mein Gesicht, das ist immer ganz mit spanischem Schnupftabak vollgeschmiert; das ist eine verwünschte Angewohnheit, die ich da an mir habe.. Sagen Sie selbst, sehe ich nicht ein bißchen wie ein Schwein aus?..."

Gegen Ende 1759, der siebenjährigen Krieg war auf seinem Höhepunkt, mußte sich der König, der sehr schwer unter der extrem schmerzhaften Gicht litt, in einer Sänfte nach Sachsen tragen lassen. In einem Brief an Voltaire:

„Ich lasse mich tragen wie die Reliquien eines Heiligen. Wenn Sie mich jetzt sehen könnten, würden Sie mich kaum wiedererkennen. Ich bin alt, abgewrackt, grau und runzlig. Ich bin ein Galeerensträfling in Ketten, ein Stück Bagage zu Lasten der Armee, ein hinkendes Skelett:“

Zur Erinnerung: Friedrich war zu dieser Zeit erst 47 Jahre alt. – der jahrelange Kampf um Staat und Volk hatte ihn so verändert.. Doch nur äußerlich: der Kampfgeist des Königs und seiner Soldaten war ungebrochen.

Sie sangen :

Malheur, Malheur ! Wir seyndt geschlagen

Man waget es sich kaum zu sagen –

Friederikus, sei man doch nicht bange!

Es wäret solch Malheur nicht lange.

Die Öst'reicher kriegen wir schon noch

So hatte ein österreichischer General die Stadt Breslau mit 50 000 Mann eingeschlossen, deren Schutztruppe unter General Tauentzien nur aus 3000 preußischen Soldaten bestand. Der Österreicher forderte die Preußen auf, Breslau zu übergeben und fügte hinzu. „Widrigenfalls wird auch das Kind im Mutterleib nicht geschont.“ Tauentzien antwortete: „Das rührt mich nicht, denn so viel ich weiß, sind weder ich noch meine Soldaten schwanger.“

In dieser Zeit der schwersten Kämpfe versiegten unter dem neuen englischen König die finanziellen Hilfen aus diesem Land, und Friedrich sah sich gezwungen, durch den Juden Ephraim Geld schlagen zu lassen. Die Berliner spotteten über die Münzen mit dem Vers:

„Von außen schön, von innen schlimm,
von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

Jetzt ein Gedicht von Friedrich d. Gr. zum Thema Geld und Geldgeschäfte, ein Thema, das uns heute auch nicht ganz unbekannt ist. Es heißt:

Ein Kapitel gegen die werten Herren Blutsauger, auf griechisch: Philokopros. (1765)
mit Musik von Martin Meyer

O, dieses gräßliche Gesindel,
das Börsenspekulanten heißt!
Spitzbuben mit dem Diebwerksbündel,
Auswurf von eklem Höllengeist!
Es überkommt uns schon ein Schwindel,
wenn man nur auf die Namen weist

Hört euch an Ihr Wehgeschrei
im Mummenschanz der Gaunerei,
die Helden in dem Reich der Zahlen!
Wie sie mit plumper Pinselei

Habgier und Wucher übermalen –
Wie sie mich hier und dort bestahlen
durch Wechsel, Schuldscheinfopperei,
mit Quittungskram und kolossalen
Bankrechnungen – Gott steh mir bei
zu dem Geschäft mich herzugeben!!
Das dumme Zeug geht mir ans Leben!
Ich magre ab, ich möchte' vergehn
bloß wegen dieser Kerle eben,
die abgefeimt nur danach streben,
daß ihre Kurse *pari* stehn.

.
Ihr Schufte, schmutzig wie Chinesen
und noch verschmitzter, habt ihr mal
den Aristoteles gelesen?
Nein, dazu seid ihr viel zu schal –
die Geistesnahrung wär' euch Qual.
Die Wissenschaft geht in die Binsen,
und nur, wo's was zu rechnen gibt,
da seh' ich die Gesichter grinsen.
Das einzige ist, was euch beliebt,
fünfzehn Prozent an Wucherzinsen...

O welch ein lächerliches Los
ist uns Monarchen aufgezwungen!
Man zieht sich solche Lumpen groß!
Ihr Treiben schon ist sittenlos;
doch brauchen sie noch ihre Zungen,
welch' eine Marter für mein Ohr!
Noch eben waren mir erklungen

Gesänge aus dem Dichterchor,
das Lied Homers, das uns begeistert,
das Lied Vergils, das Herzen meistert –
kaum steigt solch Wunderwerk empor,
wird es durch Pöbelschlamm verkleistert..

Rasch flücht ich mich zum Musenhain,
und dort in ihrer heiligen Quelle
schwemm ich den ganzen Unrat fort.
Rein bad ich mich an diesem Ort
von allem Schmutz und eklen Säften
aus den verruchten Geldgeschäften,
eh meine Lebenskraft verdorrt..!

1763 mit dem Frieden von Hubertusburg endet der 7jährige Krieg, den Friedrich. der Große doch noch für sich und Preußen gewinnen konnte. Beim Abschluß der Friedensverhandlungen bemerkte jemand: „Dies ist der schönste Tag in Eurer Majestät Leben.“ Darauf der König: „Der schönste Tag des Lebens ist der, an dem man es verläßt!.“

Und zum Legationsrat Hertzberg sagte er: „Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden, den wir abgeschlossen haben, aber man muß sich das nicht merken lassen.“

Die Heilung der Kriegsschäden und die Wiederaufnahme der vor dem Krieg begonnenen Kulturaufgaben. – das waren die nächstliegenden Pflichten für den König, vor allen Dingen der Aufbau zerstörter Ortschaften, die Versorgung der ländliche Gemeinden. Und wie oft hat er sein eigenes Geld mit in die Staatskasse getan oder bei persönlichen Verlusten ausgeholfen.

Ausnutzen durfte man seine Freigebigkeit allerdings nicht:

Als der begüterte Landrat des Kreises Küstrin um eine Entschädigung für seine Kriegsschäden bat, obwohl seine viel härter betroffenen Bauern noch keinen Pfennig bekommen hatten, schrieb der König auf das Gesuch: „Am jüngsten Tag kriegt ein jeder alles wieder, was er in dießen leben verloren hat.“

Und einem Berliner Weinhändler, der um Entschädigung der von den Russen weggeführten zweiundachtzig Weinfässer bat, antwortete er mit der Frage: „Warum nicht auch, was er bei der Sündfluth gelitten. Wo seine Keller doch auch unter Wasser standen.“

Nach dem Siebenjährigen Krieg war man berechtigterweise sehr stolz, und die siegreichen Soldaten waren nicht unbeliebt. Bei einer Garnisonsbesichtigung fragte Friedrich eine schwangere Marktenderin: „Von welchem Soldaten bekommt sie denn ein Kind?“ Seufzend erwiderte die junge Frau: „Ach, Majestät, wenn ich wenigstens das Regiment wüßte...“

Auch bei den Studenten war es nach den großen Siegen im siebenjährigen Krieg oft Sitte, sich wie Soldaten zu kleiden. Einmal kam in die Vorlesung des bekannten Mathematikprofessors Kästner ein Student, der sich mit Säbel, Stiefel und Sporen besonders martialisch gekleidet hatte. „Mein Gott, wieso kommen Sie zu mir friedliebenden Menschen in solch einer kriegerischen Rüstung“, fragte der Professor. Der Student erwiderte stolz: „Degen und Sporen sind mir angeboren!“ Darauf der Professor: „Ach, und Ihre Frau Mutter lebt noch?“

Bei der Besichtigung eines Reiterregiments erkundigte sich der König, ehe er sich die einzelnen Schwadronen ansah, nach Führung und Leistungen der Offiziere. Der Oberst, der einem seiner Rittmeister nicht wohlgesinnt war, sprach sich gegen ihn aus und meinte, er verdiene den Abschied. "Warum?" fragte Friedrich.. „Er sauft, Majestät!" Nichts war dem König an seinen Offizieren unliebsamer als gerade dies.

Damit hatte der hinterlistige Kommandeur gerechnet. Die Besichtigung der Schwadron des Angeschuldigten geschah auf das Gründlichste, und der König fand, sie sei ausgezeichnet, während eine andre, deren Führer der Oberst selbst war, ihm recht mittelmäßig dünkte. Nach der Kritik nahm der König den Oberst zur Seite und sagte zu ihm: "Weiß Er was? Sauf Er auch!"

In Anerkennung irgendwelcher guter Leistung verlieh Friedrich einem Hauptmann einen Orden. "Verzeihen Sie mir, Euer Majestät," erklärte der Dekorierte, „es ziemt mir nur auf dem Schlachtfelde, eine solche Auszeichnung anzunehmen." – „Sei Er kein Narr," erwiderte der König, „und häng Er sich das Ding nur an! Seinetwegen kann ich nicht wieder Krieg anfangen!"

Auch bei anderen Gesuchen und Bitten konnte er sehr direkt werden:

Hier eine Randbemerkung auf die Meldung eines Kriegsgerichtsrates, der sich bei der Beförderung übergangen fühlte und an seine dreißigjährige Dienstzeit erinnerte: „Ich habe einen Haufen alte Maulesels im Stal, die lange den Dienst machen und doch nicht Stalmeister werden..“

Eine Angehörige des Adels bat wiederholt um die Stelle der Äbtissin im Marienstift zu Königsberg. Friedrich erhielt vom dortigen Konsistorium die Nachricht, daß die Stelle besetzt sei, ließ diese Mitteilung an die Dame weiterleiten und fügt als eRandbemerkung hinzu:

„So dienet ihr Solches als Antwort dan ich Kan die leute nicht Toht Schlagen.“

Auf das Gesuch eines Maurergesellen um das freie Meisterrecht in Berlin schrieb Friedrich. „Wohr nicht Meisters genug seindt, kann man ihm an nehmen wohr er nicht faul wie die berliner seindt.“

Die Berliner schien er sowieso etwas kritisch zu sehen, ein Kandidat der Theologie

erhielt die Pfarrstelle, um die er sich bewarb, erst, nachdem der König folgenden Dialog mit ihm geführt hatte: „Wo kommt er her?“ – „Aus Berlin.“ - „Dann pack er sich fort! Die Berliner taugen alle nicht!“

„Majestät, halten zu Gnaden, ich kenne zwei Ausnahmen!“ – „Und die wären?“ – „Eure Majestät und ich.“

Musik

Dem König wurde das Personalblatt eines Leutnants Lilienborn vorgelegt, auf dem vermerkt stand: „Guter Dichter, schlechter Soldat“. Friedrich, der ja das Verseschmieden selbst unheimlich liebte und aus dem Stehgreif reimen konnte, ließ den jungen Mann zu sich kommen und befahl: „Mach er mir sofort einen Vers.“ Auf der Stelle begann der Leutnant zu rezitieren:

„Gott sprach in seinem Zorn:

Du, Herr von Lilienborn

sollst hier auf dieser Erden

nie mehr ein Hauptmann werden.“

Drauf der König: „Er ist Hauptmann. Aber gleich noch einen Vers.“

Wiederum begann der Offizier ohne zu zögern zu rezitieren:

„Der Zorn hat sich gewandt,

Hauptmann werd' ich genannt,

doch hätt ich Equipage,

dann hätt ich mehr Courage.“

Der König mußte lachen und verabschiedete ihn mit den Worten: „Auch die soll er haben, aber keine Verse mehr! Die Sache wird mir sonst zu kostspielig.“

Besonders kümmerte sich Friedrich um die Volksbildung und hier war es ihm

wichtig, daß alle die deutsche Sprache gut sprechen, lesen und schreiben können, womit er ja selber, wie wir hinlänglich wissen, einige Schwierigkeiten hatte.

Hier ist von dem Buchhändler und Schriftsteller Friedrich Nicolai ein Gespräch des Königs mit dem deutschen Dichter und Gelehrten Johann Christoph Gottsched überliefert: Nicolai schreibt:

Es war unter anderem von den Eigenschaften der deutschen Sprache die Rede. Der König gab sie für rau, ungelent usw aus, und Gottsched verteidigte natürlich die Sprache, deren Sprachlehre er geschrieben hatte. Dem ungeachtet sagte der König, es wären in ihr eine Menge widriger Klänge, welche sie ungeschickt zur Beredsamkeit und zur Poesie machten.

Z. B. sagte der König: „Da nennen sie einen Rivalen Nebenbuhler, welcher fatale Ton: Buhler,“ dies wiederholte er einige Male und drückte dann den Ton aufs „uh“...

Gottsched: „Ew. Majestät, es klingt doch ebenso wie französisch boule!“

Der König, dem diese Antwort zwar nicht besonders gefiel, hielt sich dabei aber nicht auf, sondern fuhr fort: „Und die deutschen Konsonanten! Mir tun immer die Ohren weh, wenn ich deutsche Namen nennen höre, da ist lauter Ka und Peh (und er drückte wieder auf K und P) Knap – Knip – Klop – Klotz – krok – Sein eigener Name, wie hart! – Gottsched! – fünf Konsonanten t- t- s –c- h – ttschh! – ttsch!- was für ein Ton! Die deutsche Sprache ist nun einmal rau; und was sanft und schön ist, kann sie gar nicht so angenehm ausdrücken wie andere Sprachen!“

Gottsched: „Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung: die schönste und sanfteste Leidenschaft der Menschen nennen wir Deutschen: Liebe; die Franzosen aber: Amuhr!“ Man kann sich denken, daß auch er auf das „muhr“ drückte. Und wer noch den rauhen, schreienden Ton von Gottscheds Stimme gehört hat und sich erinnert, kann sich vorstellen, wie fürchterlich das „uh“ und „r“ in seinem Mund geklungen haben.“ So Friedrich Nicolai...

Hier füge ich ein Gedicht des vorhin erwähnten Professors Kästner ein

mit dem Titel:

Friedrich, der deutschen Muse Feind:

Dem Könige, dem großen Geist,
den alle Welt aus einem Munde preist,
den alle Völker wohl zum König haben wollten,
dem alle Könige nachahmen sollten,
der Held ist, Philosoph und Dichter zugleich,
der beste Mensch in seinem Reich,
der alles Lob verdient, was man nur geben kann,
auf den fing ich ein Loblied an:
„Monarch“, sang ich und weiter nicht,
er liest ja doch kein deutsch Gedicht.

Im Dorf Bornstedt besuchte Friedrich eine Volksschule und hörte sich den Unterricht an. Der Lehrer nahm aber keine Notiz von ihm, prüfte die Schüler und verprügelte sie, wenn sie falsche Antworten gaben, mit dem Rohrstock. Nach dem Unterricht nahm der König den Lehrer beiseite und sagte zu ihm: „Hör er, wenn sein König zu ihm kommt, muß er ihm schon seinen Respekt erweisen. Und den Stock kann er bei solch einem Anlaß auch beiseite legen. „Ew. Majestät“, erwiderte der Lehrer, „ich bitte tausendmal um Vergebung wegen meines Verhaltens, aber wenn diese gotteslästerlichen Buben merken, daß es jemanden gibt, der mehr zu befehlen hat als ich, wäre es mit ihrem Respekt ein für alle mal vorbei gewesen.“

Mit dem Respekt vor dem König war es bei den Berliner Jungs wohl auch nicht so weit her:

Eine Anekdote berichtet, daß die Berliner Straßenjungen den König gern auf seinen

Ritten durch Berlin begleiteten,. Ihn hochleben ließen, seine schmutzigen Stiefel abwischten und sonst einigen Schabernack trieben. Als es ihm einmal zu viel wurde und er ihnen zurief, sie sollten lieber in die Schule gehen, lachten sie ihn aus mit dem Vers:

„Der Alte Fritz will König sein, und weiß noch nicht zu dieser Frist,
daß mittwochs keine Schule ist.

Apropos Schule:

Friedrich der Große hat auch eine Schule für den Flötenspieler geschrieben, 110 tägliche Übungen gibt es da. Wir hören zwei davon

Musik

Anfang des Jahres 1772 wurde die sogenannte erste Teilung Polens von Rußland vorgeschlagen und es wurde den Preußen nahegebracht, sich auch zu bedienen. Dann schaltete sich Österreich ein und schlug Friedrich, vor einige Teile Schlesiens zurückzugeben und dafür mehr von Polen zu erhalten. Er erwiderte kurz: „Nur meine Beine haben die Gicht, mein Kopf nicht.“

In Berlin zirkulierten Pamphlete gegen die Teilung Polens, in der auch der König kritisiert wurde. Friedrich lehnt ein Verbot ab und schrieb an Voltaire: „Ich denke über die Satire wie Epictet: Sagt man etwas Böses von dir, und es ist wahr, so bessere dich; sind es aber Lügen, so lache ich darüber. Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden und bekümmere mich nicht um die Kläffer, die auf der Landstraße bellen.“

1777 wurde aus Anlaß des 55. Geburtstages des Königs ein Stück aufgeführt, in dem

der Verfasser den Monarchen als „unseren alten Fritz“ titulierte. Ein Oberst von Scheele war darüber so empört, daß er den Theaterdirektor zu Rede stellen wollte. Als Friedrich davon erfuhr, meinte er: „Der Scheele muß Roßbach und Torgau nicht mitgemacht haben, sonst müßte er wissen, daß ich schon vor zwanzig Jahren der alte Fritz hieß und jünger wird man ja mit den Jahren nicht.“

Vier Jahre später war die Zeit der unglückseligen Kaffeeregierung, d. h. der Kaffee wurde sehr hoch besteuert. Eines Tages entstand am Werderschen Markt in Berlin ein großer Auflauf. Alles las lachend ein hoch an der Ecke angeschlagenes Papier, als der König mit seinem Heiducken die Jägerstraße heraufgeritten kam. Die Menschen schauten den König an und schwiegen dann etwas peinlich berührt. Und der Heiduck, den der König abgeschickt hatte, um zu erfahren, was es gäbe, kam lachend wieder, wollte aber auch nicht so recht mit der Sprache heraus. "Sie haben etwas auf Euer Majestät angeschlagen". Nun ritt der König etwas näher und sah sich selbst auf dem Bilde, wie er in höchst kläglicher Positur auf einem Fußschemel saß und eine Kaffeemühle zwischen den Beinen emsig mit der einen Hand mahlte, während er mit der andern jede herausfallende Bohne auffas. Sobald Friedrich den Gegenstand erkannt hatte, rief er: "Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken müssen."

Wenn der König jemandem eine Bitte abschlug, geschah es meistens mit einem witzigen Einfall, fast nie mit Härte.

Als der preußische Gesandte in Kopenhagen klagte, daß sein Bezug für entsprechende Repräsentationen nicht ausreiche, bekam er zur Antwort: „Ein Verschwender ist er! Zu Fuß gehen ist gesünder als Fahren, und nie schmeckt es besser, als wenn man eingeladen ist.“ Auch der Gesandte in London klagte über zu wenig Bezüge, daß er seine Equipage verkaufen und zu Fuß gehen müsse. Die Antwort war: „Mag er ruhig zu Fuß gehen. Er kann sagen, hinter ihm marschieren einhunderttausend Mann“

Auch ein Landprediger ersuchte einst in einem Schreiben den König ganz treuherzig,

er möchte doch seinen Pfarrkindern befehlen, daß sie ihm Furage (Futter) für sein Pferd liefern müßten, weil er seine Filiale zu Fuß besuchen müsse, und das mache ihm sein Amt zu beschwerlich. Der König lachte über des Predigers Zumuten und schrieb unter die Vorstellung: "Es heißt nicht: reitet hin in alle Welt, sondern gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker."

Es waren ja vor allen Dingen die Geistlichen, die von Friedrich gern ein wenig zum Narren gehalten wurden.

Hier einige der sehr zahlreichen Anekdoten

Zu einem Pfarrer, der ihn bat, öfter in die Kirche zu gehen, sagte Friedrich: „Es ist besser, daß ich meine Pflicht tue, als daß ich mir eine Predigt anhöre, meine Pflicht zu tun.“

Ein Geistlicher sollte abgesetzt werden, weil er, wie seine Vorgesetzten in einer Eingabe an den König behaupteten, nicht an die Auferstehung am Jüngsten Tag glaube. Friedrich schrieb an den Rand: „Seine Sache, wenn er am Jüngsten Tag nicht aufstehen will, soll er liegenbleiben.“

Ein anderer Pastor sollte abgesetzt werden, weil seine Pfarrkinder glaubten, er ziehe die ewige Höllenqual in Zweifel. Friedrichs Entscheidung: „Wenn meine Untertanen ewig brennen wollen, habe ich nichts dagegen.“

Ein Gutsbesitzer beschwerte sich, daß ein Pfarrer mit einer Bibel nach einem Hasen geworfen, ihn erschlagen und mitgenommen habe. Das Urteil des Königs lautete: „Alles Wild, was ein Pfarrer mit einer Bibel schießt, gehört ihm.“

Ein Geistlicher hatte dem König ein recht unbedeutendes Buch unter dem Titel: „Die Sünde wider den Heiligen Geist“ gewidmet. Friedrich bedankte sich dafür mit den Worten: „Ich habe Ihre Sünde wider den Heiligen Geist erhalten und wünsche, daß Gott den Ihren in seine Obhut nehme.“

Ein junger Kandidat, kaum von der Universität abgegangen, bewarb sich um eine wichtige Inspektorenstelle. Der König schickte das Gesuch mit dem Vermerk zurück: „Buch Samuel, Kapitel 10, Vers 5.“

Der Kandidat schlug die Stelle auf und las: „Bleibet zu Jericho, bis Euer Bart gewachsen ist, so kommet dann wieder.“

Von einem Prediger in Schlesien hieß es, er verkehre mit Geistern. Friedrich ließ den Mann kommen und fragte ihn: „Er kann Geister beschwören?“ Der Prediger antwortete: „Zu Befehl, Majestät! Aber sie kommen nicht.“

Über alles liebte der König seine Windhunde und seine Pferde; vor allen Dingen die Hündin Biche und den Schimmel Condé; der bis 1945 im Berliner Zeughaus zu sehen war. Der König ritt ihn, wie alle seine Pferde ohne Sporen, worüber sich ein französischer Offizier sehr wunderte. Daraufhin sagte der König zu ihm: „Entblößen Sie einmal Ihren Bauch, und ich werde mit der Gabel hineinstoßen. Nachher erzählen Sie mir, wieviel Vergnügen Ihnen das bereitet hat.“

Bei einem Rundgang durch die Stallungen des Potsdamer Schlosses stieß Friedrich auf eine Kutschersfrau, von der es hieß, daß sie von ihrem mißhandelt werde. „Ist das wahr,“ fragte Friedrich, „daß Sie von Ihrem Mann geschlagen wird?“ Entrüstet erwiderte die Frau: „Ne, det is nich wahr, Majestät! Er pufft mir wohl mal, oder er knufft mir, oder er würcht mir, oder er schubst mir jejen die Wand. Er hat mir ooch schon mal jetreten. Aber jeschlagen, det hat er mir noch nie!“

Nicht immer war er um das Wohl der Frauen so besorgt:

Die Gattin eines Offiziers beklagte sich bei Friedrich: „Majestät, mein Mann mißhandelt mich.“ – „Das geht mich nichts an.“ – „Aber er schimpft auf Eure Majestät.“ – „Das geht Sie nichts an.“

Frauen spielten am Hofe Friedrichs, wie wir wissen, keine so große Rolle. Der

Engländer Moore erzählt, er habe zu einer Hofdame gesagt: „Wie schade für die Frauen, daß der König sie nicht liebt.“ Worauf die Hofdame antwortete: „In Anbetracht seines Alters könnten wir allenfalls seine Liebe entbehren, aber es ist schade, daß er uns nicht leiden kann.“

Prüde war Friedrich jedoch nicht. Als sich ein Geheimer Rat bei ihm über das angeblich unsittliche Haus in seiner Nachbarschaft beschwerte, sagte der König zu ihm: „In Eurem und in meinem Alter kann man nichts mehr machen; wir wollen aber diejenigen machen lassen, die noch können.“

Der König war nun ein einsamer alter Mann geworden, dessen Leben sich in rastloser Pflichterfüllung erschöpfte. Um vier Uhr früh stand er auf, um fünf erschienen bereits die Minister zum Vortrag.. Dem getreuen Kammerdiener Heise fiel es oft nicht leicht, seinen Herrn, der bis spät in die Nacht gearbeitet hatte, zu wecken. Als er den König wieder einmal um vier Uhr früh weckte, wurde er angeherrscht: „Scher er sich fort! Komm er um 6 Uhr wieder!“ Heise antwortete: „Majestät haben strengstens befohlen um vier Uhr!“ - „ich will aber nicht!“ – „Majestät müssen aber!“ – „Ach Gott, wär ich doch Kriegsrat geworden.“

Bei seinem letzten Besuch in Breslau 1785 unterhielt sich Friedrich mit dem Professor Garve über philosophische Dinge, wobei er den großen Menschenhaufen „Canaille“ nannte. Garve wollte das nicht gelten lassen „Als Ew. Majestät, estern in die Stadt einzogen und alles zusammenlief, um seinen großen König zu sehen, das war doch keine Canaille!“

„Lieber Professor“, erwiderte der königliche Pessimist, „setzen Sie eine alten Affen auf einen Gaul und lassen Sie ihn durch die Straßen reiten, die Masse wird ebenso zusammenlaufen!“

Was der Tod Friedrichs für seine Zeitgenossen bedeutete, erhellt der Ausruf eines Bauern aus dem Schwäbischen beim Erhalt der Nachricht von seinem Hinscheiden:

„Wer wird denn nun die Welt regieren?“

Diesem schloß sich ein Aufruf z.Zt. Friedrich Wilhelms IV. in Berlin an, es war ein Vierzeiler, der am Fuß des Reiterdenkmals vom Alten Fritz angebracht war

Da stand

**Großer Friedrich, steig' hernieder
Und regier uns Deutsche wieder,
laß ihn diesen schweren Zeiten
Friedrich Wilhelm oben reiten...**

Und heute klingt es so

**Großer Friedrich, steig hernieder
und regier uns Deutsche wieder,
laß ihn diesen miesen Zeiten
andre... (nach Belieben auszufüllen) in den Orkus reiten...**

Marsch: Fredericus Rex